// Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

40. Jahrgang.

1907 Berlin-Bremen, den 6. Februar. Nr. 6

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Die Kunst zu ermahnen. Von Kiefer. — Hebbels Stellung zur Religion und Metaphysik. II. Von Kreyenbühl. — Monistisches Christentum. Von Werner Kropp. — Bilder aus der Jugendzeit eines schwäbischen Kritikers. Von Hermann Mehl. — Das gegenwärtige Japan und das Christentum. I. Von Pfarrer Schiller. — Anzeigen.

Die Kunst zu ermahnen.

Wenn man in der Bibel bewandert ist, findet man manche köstliche Perle abseits von der großen Heerstraße, wo die Kernsprüche aufmarschieren. Ein solch verborgenes Blümlein im Grase ist der Vers Römer 15, 14: „Ich weiß gar wohl von euch, lieben Brüder, daß ihr selber voll Gütigkeit seid, erfüllet mit aller Erkenntnis, daß ihr euch unter einander könnet ermahnen.“ Also, wer ermahnen will, muß Gütigkeit und Erkenntnis besitzen. Dieser Spruch kam mir in den Sinn, als ich in der „Hilfe“ (Nr. 3) die kurze Anzeige „Der letzten Seele“, herausgegeben von O. v. Leixner, las. Die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges werden darin „schlicht und erschütternd erzählt von einem thüringischen Landpfarrer, der das Fürchterlichste selbst erlebt hat und der deshalb unendlich gütig alles beurteilt“. Für ein kleines Versehen und Vergehen fährt man das Kind vielleicht barsch an und bringt dadurch die nachfolgenden Ermahnungen um ihre Wirkung. Man kann nicht strafen und ermahnen in einem Atemzuge. Hat aber einer durch eigene Schuld großes Unheil angerichtet, dann sparen wir unsere Vorwürfe und Vermahnungen. Denn hier hat sich der Schuldige selber bestraft. Ja das Mitleid wird wach und stimmt uns gütig. Nun, so sollte es in jedem Falle sein, daß es nicht auch hier heißt: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Das Sprichwort ist zwar durch allzu häufigen Gebrauch fast schon trivial geworden, aber es ist wahr: Tout comprendre c'est tout pardonner. In dem schwedischen Roman „Die Heiligabendglocke“ (Wismar 1907) kämpft ein Landpfarrer gegen die himmelschreienden Sünden der Trunksucht und des Trotzes; aber er wird nicht bitter und ungerecht. Er erkennt den Zusammenhang der Vererbung und entschuldigt seine Gemeinde: „Kannst du Ursache und Wirkung, Möglichkeiten und Schwierigkeiten in einem Menschenleben abwägen? Vermagst du die ganze Kette von äußeren und inneren Umständen zu übersehen, die man mit in Berechnung ziehen muß, wenn man den Zustand eines Seelenlebens bestimmen soll? Glaubst du, daß in dieser Kette von Umständen die Glieder durch Jahrhunderte zurückreichen, und daß mein Geist von Sünden gebunden und verhärtet werden kann, mit denen meine Voreltern sich besudelt haben?“ Wenn man erkennt, wie alles gekommen ist und so kommen mußte, wird man wehmütig und mitleidig und gütig. Das ist die Vorbedingung zum Ermahnen. Goethe hat einmal gesagt: Man lernt immer nur von dem, den man liebt. So läßt man sich erfolgreich ermahnen auch nur von dem, bei dem man Liebe und volles Verständnis findet. Wir müssen so oft ermahnen und leider auch strafen. Wir wollen es uns dreimal überlegen, ehe wir den Mund aufmachen, dabei wir nicht mehr verderben als wir dabei erreichen. Wir müssen uns in die Lage und in das Gemüt der Leute hineinversetzen, daß sie aus ihren Vorurteilen nicht herauskönnen, weil ihr Horizont nun einmal so sehr beschränkt und ihre Lebensansicht so kleinlich ist. Darum: ermahnet jemand, so warte er des Ermahnens. Zureden hilft, sagt das Sprichwort. Wir sollen uns unter einander ermahnen. Vergiß nicht, daß sich die Rollen vielleicht schon morgen vertauschen, und du froh sein wirst, wenn du mit einer Vermahnung davon kommst. Beachte: die Frucht des Geistes ist allerlei Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit.

Kiefer.

Hebbels Stellung zur Religion und Metaphysik.

(Aus Friedrich Hebbels Lebenstiefen.)

II.

Bei solcher entschiedenen Anerkennung der spezifisch idealen Ordnung der Dinge ist es ungenau, wenn Münz behauptet, Hebbel breche über die Metaphysik den Stab, und sofort im Widerspruch damit zugeben muß, Hebbel verliere sich trotz seiner ingrimmigen Fehde gegen die Metaphysik selbst ins Metaphysische. Die Wahrheit ist, daß Hebbel die Metaphysik als die absolute Wissenschaft bekämpft, welche z. B. in der Form der Philosophie Hegels das ganze Universum in einem allumfassenden System völlig klar und durchsichtig gemacht zu haben glaubt. Das ist's, wogegen Hebbel mit den Waffen seines Spottes zu Felde zieht. Er spottet über die Philosophen, „die das Spinngewebe der Metaphysik abhaspeln und mit dem Senkblei einer kecken Hypothese die Tiefen der Gottheit ermessen“. Er begrüßt es mit Freuden, daß sich die Systeme, die das Universum zu bewältigen suchen, vermindern und die Monographien, die sich mit Liebe in die einzelnen Erscheinungen vertiefen, vermehren. Hebbel sieht in den Systemen die Totengräber der Philosophie. Der Trieb, ein Ende zu machen und das nicht Abgeschlossene, in stetem Flusse Begriffene eigenmächtig einzuschachteln, ist ihm das Häßlichste in der menschlichen Natur. Glücklicherweise läßt sich das Leben nicht zum Papagei der Spekulation erniedrigen. Die Welt nimmt, unbekümmert um die graue Theorie, ihren Lauf. Unser

Denken hat einen stark subjektiven Charakter; über nichts kommt der Mensch zu einer unveränderlichen Überzeugung und alle seine Urteile sind nichts als Entschlüsse, Entschlüsse, die Sache so oder so anzusehen. Mit Recht ruft er den Philosophen zu, die alles Heil nur in fertigen Schablonen sehen: Das Leben ist sein eigenes Gesetz und seine eigene Regel, aber ihr wollt den Gott noch immer erst anbeten, nachdem ihr ihn gekreuzigt habt. Man begreift daher, daß Hebbel mit besonderer Abneigung gegen Hegel erfüllt war, dem er vorwirft, daß er in hohler etymologischer Becherspielerei die Welt auf eine dürftige Formel zurückgeführt habe. Vermutlich ist auf Hegel das Epigramm gemünzt:

Wunderts dich, daß er noch immer so faselt? Ich kann es begreifen!
Wenn er sich selbst nicht versteht, glaubt er, ein Genius spricht.

Münz hat übrigens Recht, wenn er hervorhebt, daß dies allgemeine Verdammungsurteil über die deutsche Spekulation keineswegs als gerecht angesehen werden darf. Der Ideengehalt jener Systeme habe sich durch Tausende von feinen Kanälen in das ganze Lebensnetz der Nation verbreitet und selbst in der Gegenwart verspüren wir noch deutlich die Wellenbewegung, die ihr Impuls hervorgebracht. Es kann sich ja nicht darum handeln, die Systeme der deutschen Idealisten sich wörtlich anzueignen und zu reproduzieren, aber die Zeit wird sicher kommen, wo diese Geister wieder lebendig werden und unseren matt und schwach gewordenen Gedankenflug in das Reich der höchsten Probleme aufs neue beleben. Das Mägdlein der deutschen Philosophie ist nicht tot, es schläft nur. Die Zeit wird kommen, wo es erwacht.

Hebbel hat also nicht über die Metaphysik schlechthin und in jedem Sinn den Stab gebrochen, sondern nur über die Schulweisheit, welche das grenzenlose Leben des Alls restlos in einem Ganzen philosophischer Gedankenreihen dargestellt zu haben glaubt. Sonst aber ist Hebbel durchaus ein so entschlossener Metaphysiker gewesen, wie nur irgend ein deutscher Philosoph. Aber eben weil er dies nicht in schulmäßiger Form war, so ist es auch schwer, seine Weltanschauung auf einen bestimmten Namen zu taufen. Münz nennt Hebbel einen Pantheisten. Aber wie ungenügend ist doch diese Bezeichnung. Wie viele Ansichten gehen unter diesen Hut, die sonst sehr wenig gemein haben. Heute zieht man den Ausdruck Monismus vor, um auch die Materialisten am großen Liebesmahl der verbündeten Konfusion teilnehmen zu lassen. Wer ist — in einem gewissen Sinne — kein Pantheist? Und wer ist es — in einem andern — wieder nicht? Solche schulmäßigen Ausdrücke sind bei scharfgeschlossenen Individuen, wie Hebbel, zu vermeiden, sie können nur ein Kreuz sein, an das man den lebendigen Leib zur Strafe schlägt. Hebbel selbst hat den Ausdruck eher abgelehnt, indem er von einer für den Dichter äußerst schmeichelhaften Rezension bemerkte, daß sie ihn zum Pantheisten stemple, und daß er sie darum nicht unterschreiben könne. Und Uechtritz antwortet in ähnlichem Sinne: „Wenn es ein Pantheismus ist, so ist es einer im Sinne der neuplatonischen Philosophie, nicht von Karl Vogt und Genossen, ein Pantheismus voll so lebendigen Gottesgefühls, so idealer Geistesrichtung und sittlichen Reinigungsbedürfnisses, daß er mir nicht zur Störung gereichen könnte, selbst wenn ich den „konfessionellen Maßstab“ strenger, als es mir bei einem lyrischen Ergusse einfallen kann, anlegen wollte.“ Gemeint ist das für Hebbels Weltanschauung so wichtige Gedicht: Das abgeschiedene Kind an seine Mutter. Man sieht, schon Uechtritz hat den „Pantheismus“ Hebbels ganz richtig beurteilt, und aufs tiefste empfunden, daß der „Pantheist“ Hebbel mit einem Monisten, dem das ganze Leben nur die Modifikation der natürlichen Kräfte oder einer indifferenten Ursubstanz ist, niemals Brüderschaft gemacht haben würde. Dafür war er zu ernst, zu tief, zu ethisch, zu dualistisch gesinnt, viel zu ehrfurchtsvoll vor dem, was alle Erscheinungswelt übersteigt, und viel zu sehr, wie Uechtritz trefflich gesagt, von dem sittlichen Reinigungsbedürfnis durchdrungen, das dem rohen und feinen Naturalismus durchaus fern liegt. Was an dem Monisten Häckel neben vielem, was abstößt, anziehend ist, das ist gerade sein Idealismus, der ihn, den lebendigen Menschen, weit heraushebt über die Schranken, in die der Naturforscher und Weltdenker Häckel die Weltanschauung hineinbannen möchte. Wehe den Menschen, wehe den Deutschen, wenn sie selbst jemals das würden, als was sie sich in ihren Abstraktionen gebärden, wenn sie auf dem Isolierschemel ihres Intellektes sitzen und der Pythia eines grüblerischen Verstandes lauschen.

Wir brauchen darum den schulmäßigen Ausdruck „Pantheismus“ nicht, um Hebbels Verhältnis zu den letzten Lebenstiefen auszudrücken. Es ist wahr, Hebbel weist öfters die Vorstellungen ab, welche sich die Menschen von einem persönlichen Gott oder einem Weltschöpfer oder einem guten Hausvater über den Sternen bilden. Aber das tut er nicht, um Gott mit der Natur, der Erscheinungswelt, oder mit den Menschen oder menschlichen Vorstellungen zusammenfließen zu lassen. Im Gegenteil, er tut es, um Gott der endlichen Schranken zu entbinden und ihn als das allbedingende, allgestaltende, allumfassende Wesen festzuhalten. Gott ist der Faden ewiger Weisheit, der sich durch die Welt zieht, das Lebensprinzip, der All-Eine, Eins und Alles, der Allumfasser, das Gewissen der Natur, das Selbstbewußtsein der Welt, nach Analogie menschlichen Selbstbewußtseins gesetzt. Wer weiß, wie unendlich schwierig es ist, die grenzenlose Wirklichkeit, die wir im Deutschen „Gott“ nennen, durch eine sprachliche Bezeichnung anzudeuten, der wird keine Definitionen Gottes unternehmen und keine erwarten. Wo er auf eine Vorstellung von Gott stößt, wird er vollkommen zufrieden sein, wenn diese Vorstellung einerseits das Höchste enthält, was der eigenen Erfahrung des Menschen zugänglich ist, und andererseits den Ausdruck des Grenzenlosen, der jenes Höchste nicht eine abgeschlossene Größe sein läßt, sondern sie als die Macht faßt, die im menschlichen Leben stets fort als Steigerung, Erhöhung, Ergänzung des Erreichten empfunden wird. Wo wir dies finden, das Höchste und das Allumfassende und das Grenzenlose, da ahnen wir das Göttliche, — gleichviel, welches sein Symbol, seine Darstellung, sein Begriff, sein Name sei. Das finden wir auch bei Hebbel und darum ist uns Hebbel ein Gottesgläubiger und alle seine Worte drücken den Glauben an das Göttliche aus. Hebbel ist ganz von diesem Glauben an das im Menschen lebende Höchste und Grenzenlose durchdrungen. Gott ist in allem Lebenden enthalten, aber dieses ist auch in Gott. Wie um unser Ich die tausend Gedankenfunken, so tanzen um Gott die Millionen Gestalten herum. Die Menschen sind in Gott, was die Einzelgedanken im Menschen. Wie die Luft uns die physischen Lebensstoffe zuführt, so atmet und webt der Geist in Gott, jeder Gedanke, jedes Gefühl, das ihm kommt, ist ein Odemzug. Es ist eine Torheit, wenn man glaubt, man könne sich von Gott losmachen. Sündigen ist nichts weiter, als was das mutwillige Anhalten des Atems physisch ist; die Luft bricht sich von selbst wieder Bahn. Wir können dem Ewigen, in dem wir leben, nicht entfliehen, und wenn wir es doch versuchten, so würden wir nur das eigene Lebensband zerreißen, aber im Äther nichts damit umgestalten.

Es gibt ein Gedicht Hebbels, das er selbst des Dichters Testament genannt hat. Er legt es dem abgeschiedenen Kinde in den Mund, das seine Mutter tröstet. Der Tod leitet den Dichter in die großen Geheimnisse des Lebens, des Werdens, der Schöpfung, der Zersplitterung des Ewig-Einen, des Bösen. Der Tod ist der Übergang, der uns das Lebensgeheimnis offenbart:

Wenn wir zurück in ihn, den Urgrund, treten
Und wieder werden, was wir einst schon waren,
Den Tropfen gleich, die, in sich abgeschlossen,
Doch in der Welle rollen, in der klaren,
So rund für sich, als ganz mit ihr verflossen.

Münz hat diese wichtige Strophe nicht verstanden, wenn er dem Dichter einen inneren Widerspruch zur Last legt:

„Indem wir wieder werden, was wir einst schon waren, werden wir unpersönlich, verlieren unsere Besonderheit und können dann nicht zugleich etwas in sich Abgeschlossenes sein." Dieser Widerspruch liegt nicht in Hebbel, sondern in dem vulgären, schulmäßigen Pantheismus, den Münz dem Dichter angedichtet hat. Gerade diese Strophe beweist, daß Hebbel ein vulgärer und schulmäßiger Pantheist nicht gewesen ist. „Gott" ist für Hebbel nicht die spinozistische Substanz, die alle Bestimmtheit, Individuation, Vielheit und Mannigfaltigkeit von sich ausschließt, er ist nicht die Nacht der Indifferenz, in der alle Katzen grau sind, er ist nicht der Ozean, aus dem der Mensch als Blase aufsteigt und wieder versinkt. Wenn wir im Tode in den Urgrund zurücktreten, so ist das nicht ein Tod im Sinne des Erlöschens der Individualität, sondern im Gegenteil ein Übergang, in dem das Geheimnis des Lebens sich kräftiger offenbart. Im Tode tritt uns zutage, was wir schon in der Geburt gewesen sind, Individuen, und als solche von einer begrenzten und in sich abgeschlossenen Existenz, wie der Tropfen in der Welle, aber zugleich lebend und webend im Urgrund, der kein Gott toter Begriffe, sondern eines unendlichen Reichtums an Mittelpunkten eigenen Lebens ist. Unsere folgenden Untersuchungen werden zeigen, daß gerade der Reichtum, den Hebbels Geist vor uns ausgebreitet hat, alle monistischen Schulformeln vom Absoluten und All-Einen weit überragt. Auch da heißt es: „Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort, doch der Freie wandelt im Sturme fort."

Kreyenbühl.

Monistisches Christentum.

Wir öffnen diesem Versuche, zwischen Monismus und Christentum die Brücke zu schlagen, gern unsere Spalten, ohne uns — was ja auch selbstverständlich ist — mit dem Inhalte in allen Stücken zu identifizieren. Da ein überzeugter Monist, der Christ sein und bleiben will, jedenfalls etwas seltenes ist, werden es unsere Leser gern begrüßen, daß wir hiermit die Frage des „monistischen Christentums" zur Diskussion stellen. Von befreundeter Seite sind uns anderweitige Beiträge zu dieser Frage in Aussicht gestellt, so daß wir hoffen dürfen, dieselbe bis zu einem gewissen Grade zu fördern. Von demselben Verfasser folgen zunächst noch zwei weitere Artikel, von denen der eine das Christentum der Tat, der andere kirchliche Desiderien behandeln wird.

I. Philosophie und Religion.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß jeder einzelne denkende Mensch auch heute noch der Notwendigkeit gegenübersteht, sich mit der Lehre Christi irgendwie auseinanderzusetzen. Es ist denkbar, daß er sie rundweg für falsch erklärt. Es ist denkbar, daß er sie für relativ wahr hält, aber glaubt, daß die in ihr enthaltene Wahrheit für unsere Zeit keine absolute mehr sei. Es ist denkbar, daß er das historisch gewordene kirchliche Christentum unserer Tage, mag es nun als protestantisches, katholisches, griechisch-katholisches oder beliebiges Sektenbekenntnis auftreten, ablehnt, aber der Überzeugung ist, daß alle diese historischen Gestaltungen nur Schalen sind, die einen ewigen, unzerstörbaren Kern verhüllen. Es ist endlich denkbar, daß er in irgend einer dieser historisch gewordenen kirchlichen Gemeinschaften den richtigen praktischen Ausdruck für eine unumstößliche ewige Wahrheit (eben die Wahrheit der Lehre Christi) erblickt. Aber Stellung zum Christentum nehmen muß er so oder so, als Feind oder Freund oder Neutraler. Denn ignorieren läßt sich nur, was so weit entfernt ist, daß wir jede Berührung mit ihm vermeiden können, — und das Christentum ist als Kirche noch immer eine europäische Lebensmacht von ungeheurem praktischen Einfluß. Die Seltenheit der rein standesamtlichen Trauungen genügt allein, das zu beweisen.

Aber ebenso unzweifelhaft wie alles dies ist auch, daß — sagen wir — „das Mißtrauen", um nicht zu sagen „die Abneigung" gegen das Christentum in unseren Tagen eine Höhe erreicht hat, wie vielleicht nie zuvor. Es würde den Rahmen eines Aufsatzes in einer Wochenschrift weit überschreiten, wollten wir uns hier mit den historischen Ursachen dieser Tatsache beschäftigen. Es muß an dieser Stelle genügen, festzustellen, daß sie als Tatsache von ausnahmslos allen Seiten anerkannt wird.

Worauf gründet sich denn aber dieses Mißtrauen? Die Antwort wird nur lauten können: „Auf den Widerspruch, den heute eine größere Anzahl von Menschen als je zwischen den Lehren der Wissenschaft und der Lehre Christi erblickt."

Es wird sich also darum handeln, herauszubringen, ob dieser Widerspruch wirklich vorhanden ist, oder ob er nur scheinbar existiert. Ist er wirklich vorhanden, so wird man wählen müssen zwischen Glauben und Wissen. Ist er nicht vorhanden, so wird es höchstens noch die Frage sein, welche Form des Christentums die Lehre des Religionsstifters am reinsten darstellt, oder ob sie alle wert sind zu fallen, damit eine reinere ihren Platz einnehmen könne.

Soweit die objektiv gegebene Sachlage. Mit dieser wird sich, wie gesagt, jeder von seinem subjektiven Standpunkt aus auseinanderzusetzen haben. Der Anhänger des Materialismus wird so gut wie der Anhänger des Spiritualismus dabei verhältnismäßig schnell mit seiner Stellungnahme fertig sein; jener wird das Christentum ablehnen, dieser es für die wahre Religion erklären können. Nicht ganz so einfach aber liegt die Sache für den Anhänger des Monismus.

Monismus ist die Lehre von der Identität des schaffenden Prinzips mit dem Weltall, oder der Identität von Gott und Materie, wenn man diese Ausdrücke lieber will.

Ist nun aber Schöpfer und Schöpfung identisch, so ist es ja klar, daß auch in jedem Teile der Schöpfung der Gott lebt, wie in jedem Teile seines Leibes der Mensch ja auch lebt. Wie sich in der Bewegung der Glieder, wie im Ton der Stimme, in der Bildung der Hand, wie im Glanz des Auges das Wesen des Menschen ausspricht, so spricht sich das Wesen Gottes in der Bewegung der Weltkörper, wie im Brausen des Sturmes, in der Bildung des menschlichen Körpers, wie im Funkeln der Gestirne aus.

Aber wie nicht in jedem Teile seines Körpers das Wesen des Menschen sich mit gleicher Deutlichkeit ausdrückt, so wird sich auch nicht in jedem Teile der körperlichen Welt das Wesen Gottes gleich verständlich aussprechen. Und zwar wird dieses Wesen uns da am verständlichsten sein, wo es sich in einem uns selbst verwandten Geschöpf ausspricht. Wenn die Sonne ein lebendiges und erkennendes Wesen wäre, so würde sie Gott in der Erscheinung eines anderen Sterns, der größer, glänzender, schöpferischer als sie selbst ist, erkennen und verehren. Denn der Teil, das Geschöpf, kann das Ganze, zu dem es gehört, den Schöpfer als Ganzes nicht verstehen, weil es mit seinen endlichen Fähigkeiten die unendliche Welt eben nicht fassen kann. Wir können Gott nur ahnen, indem wir aus dem Wirken eines einzelnen Wesens einen Rückschluß ziehen auf die Kraft dessen, von dem es ein Teil ist, und der sich in ihm, wenn auch in unendlich verkleinertem Maße, widerspiegelt.

Je größer nun wir uns Gott zu denken gezwungen sind, desto gewaltiger wird auch das uns gleichartige Wesen sein müssen, in dem wir die deutlichste Verkörperung Gottes erblicken sollen. Zugleich aber wird dieses Wesen doch ein Mensch sein müssen, denn von der Wirksamkeit aller anderen Geschöpfe, seien es nun Stürme oder Gestirne, Tiere oder Pflanzen, oder was sonst immer, vermögen wir uns zwar äußerlich sehr imposante, aber leider auch nur recht unbestimmte Vorstellungen zu machen. Die Naturwissenschaft ist hier völlig ohnmächtig; sie kann zwar die Wirkungen, die ein Gestirn auf das andere ausübt, mathematisch vielleicht berechnen, aber sie kann uns ein vorstellbares Bild dieser Wirkungen nicht geben. Sie kann aber, und das ist noch viel wichtiger, diesen Wirkungen auch keine andere Bedeutung verleihen, als die rein physischer Größen. Sie kann uns keine Religion schaffen, denn Religion ist Verehrung, und verehren kann man nur, was nicht bloß physisch, sondern was auch ethisch am höchsten steht. Sonst wäre der stärkste Ringkämpfer der Welt der größte Mann seiner Zeit. Ein Gott ohne

ethische Tendenz ist überhaupt kein Gott mehr, sondern nur noch ein Dämon, und wer einem solchen Gott dient, der dient ihm nicht mit der Liebe des freien Mannes zu dem in seinem König, „was er gern Herr nennen möchte“ (Kent im Lear), sondern in der knechtischen Furcht des Höflings, der nichts gegen den Willen seines Tyrannen zu tun, ja nichts dagegen zu sagen wagt, weil er weiß, daß der Machthaber seine Spione überall hat.

Religion ist also Gottesverehrung. „Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt, gewöhnlich für ein Ganzes hält“, so empfindet der Mensch, der diese „Gewöhnlichkeit“ überwindet, sobald er diese Einbildung los wird und fühlt, daß er nur ein Teil ist, seine Unvollkommenheit. Das ist natürlich ein schmerzliches Gefühl, und aus allen schmerzlichen Gefühlen geht der Wunsch hervor, die Ursache des Schmerzes und dadurch den Schmerz selbst zu beseitigen oder wenigstens zu verringern. So entsteht also der Wunsch des Teiles (des Menschen) dem Ganzen (Gott) gleich oder wenigstens ähnlich zu werden. In dieser Hinsicht leistet das natürliche Gefühl des nach ethischer Selbsterziehung strebenden Menschen gerade das, was die philosophische Erkenntnis des vom Monismus überzeugten Menschen leistet; nur ist es nach aller Erfahrung das Gefühl und nicht die Einsicht, was bei diesem Streben die stärkeren praktischen Folgen hervorbringt.

Bringt also der Wunsch, Gott ähnlicher zu werden, einerseits den faustischen Drang nach Selbsterweiterung hervor, so bringt die Einsicht, daß das angestrebte Ziel, die Gottähnlichkeit, unerreichbar ist, ja nicht einmal in bescheidenem Abstande erreicht werden kann, naturgemäß Entmutigung hervor.

Und an dieser Stelle ist es nun, wo die Religion mit ihrer Wirksamkeit einsetzt, indem sie uns an einem lebendigen Beispiel den Beweis vor Augen hält, zwar nicht, daß es dem Einzelnen möglich ist, das Ziel der Vervollkommnung zu erreichen, aber doch, zu welchen Höhen schon das bloße Streben nach diesem Ziel emporführt. Die Religion ist der schärfste Sporn zur Selbsterziehung weil sie den stärksten Glauben an ihre Möglichkeit zu bieten hat; sie ist, recht verstanden, die Pädagogik der Menschheit. Welche Religion ist also — ich will gar nicht sagen — die beste, sondern ihren Zweck am sichersten erfüllende? Die, welche das stärkste, überzeugendste, lebendige Beispiel dafür liefern kann, daß Selbsterziehung möglich ist und der Mühe lohnt.

Und dieses Beispiel ist, so viel wir sehen können, vorhanden in Christus. Christus ist der bisher bekannte gelungenste Versuch, die Selbstvervollkommnung des Menschen, d. h. also die ethisch-praktische Nutzanwendung der philosophischen Voraussetzungen des Monismus zu verwirklichen, aus einer idealen Forderung in eine reale Tatsache zu verwandeln.

Ob dieser Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.

Christus ein Monist? Und ein Monist spricht von Christus, als ob seine historische Existenz über allen Zweifel erhaben wäre?

Ich bin so frei. Für mich gibt es unter den zahllosen großen und kleinen Tatsachen der Geschichte nur äußerst wenige, die so sicher feststehen, als daß Bismarck das Deutsche Reich, Luther den Protestantismus, Shakespeare die nach ihm genannten Dramen und Christus die christliche Religion verfaßt hat. Eine Tatsache nämlich steht für mich um so fester, je weniger sie es nötig hat, durch äußere Beweise, wie etwa papierene Dokumente bekräftigt zu werden, je stärker also die inneren Gründe sind, die für ihre Existenz sprechen.

Wenn ich mir z. B. über die Shakespeare-Bacon-Frage Klarheit verschaffen will, so lege ich mir zunächst einmal Rechenschaft darüber ab, ob es wahrscheinlich ist, daß ein Mensch, der solche Dramen schreiben konnte, sich noch damit aufgehalten haben soll, philosophische Systeme zu schaffen. Und ich sage mir ferner, daß noch nie ein Philosoph, der umgesattelt hat, als dramatischer Dichter was geworden ist, wohl aber ist ein dramatischer Dichter (Plato) schon einmal als Philosoph etwas geworden. Und mit der Feststellung dieser inneren Wahrscheinlichkeit und dieser historischen Erfahrung ist die Frage für mich viel gründlicher erledigt, als es das Beweismaterial von tausend Dokumenten tun könnte. Ebenso fest steht für mich die Existenz des Christentums. Einmal ist es noch nie erlebt worden, daß ohne den von einer großen Persönlichkeit gegebenen Impuls große Geistesströmungen in Fluß kamen, also ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß eine Religion von Weltbedeutung ohne einen solchen Impuls entstanden sein sollte. Das ist ebenso undenkbar, als daß Veränderungen in der Konstellation einer Sterngruppe ohne den Einfluß eines Sterns zustande kommen sollten; so sicher also der Astronom aus derartigen Veränderungen im Weltraum die Existenz eines Sterns an einer bestimmten Stelle auch dann folgern kann, wenn er mit seinen Instrumenten ihn nicht in den Bereich seiner Sehkraft zu bringen vermag, ebenso sicher kann man aus Veränderungen in der Konstellation historischer Menschengruppen den Einfluß eines Menschen folgern. Die Geschichte der Ablösung des Heiden- und Judentums durch das Christentum ist der beste innere Beweis für die Existenz Christi. Will man aber die Existenz Christi durchaus nicht zugeben, so beweise man auch, daß Muhammed, Buddha, Konfuzius und wie die Stifter der Weltreligionen alle heißen, ebenfalls nicht existiert haben. Man beweise es: aber man begnüge sich nicht, nachzuweisen, daß in der Geschichte einer Religionsstiftung viele Züge vorkommen, die den Vorstellungen der betreffenden Zeit auffällig entsprachen. Denn mit dieser Methode kann man Bismarcks und vollends Luthers Persönlichkeit ebenso gut wegbeweisen, wie die Christi. Die scheinbaren Widersprüche in der Überlieferung der Evangelien aber erklären sich einfach genug aus den Widersprüchen aller Tradition; sie sind ein Beweis gegen die Echtheit dieser Überlieferung im einzelnen und eben darum ein Beweis für diese Echtheit im ganzen, oder besser gesagt, im wesentlichen.

Aber wie läßt sich nur behaupten, daß Christus ein Monist gewesen sei? Ich erwidere mit einer Gegenfrage: wie läßt sich nur beweisen, daß Christus kein Monist gewesen ist?

War Christus etwa nicht „gebildet“ genug, um sich eine philosophische Weltanschauung leisten zu können. Ist alles das, was von seinen Aussprüchen überliefert wird, so geistlos, ist sein Leben und Sterben von so kleinlichen Gesichtspunkten bestimmt gewesen, daß man ihm nicht zutrauen darf, daß er sich eine philosophische Weltanschauung, eine bestimmte Meinung über Sinn und Zusammenhang der Welt gebildet haben sollte?

Darüber ließe sich ja streiten. Aber ich denke, wenn Christus mit den besten jüdischen Theologen seiner Zeit disputieren konnte, und wenn er vor dem Verkehr mit heidnischen Römern nicht zurückschreckte, so ist es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß ein solcher Mann nicht auch mit einem oder mehreren hochgebildeten, philosophisch geschulten Vertretern der damals herrschenden hellenistischen Geisteskultur sollte zusammengekommen sein.

Daraus würde nun zunächst nur folgen, daß er wahrscheinlich bei seiner geistigen Begabung sich selbst eine Philosophie, eine Erklärung der Welt, gebildet haben wird. Diese kann nicht ohne Tiefe gewesen sein, dazu war Christus seinem ganzen Wesen nach allem Oberflächlichen zu fremd; aber es wäre möglich, daß sie von irgend welcher griechischen Philosophie beeinflußt worden wäre. Jedenfalls kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Christus sich philosophische Grundüberzeugungen gebildet haben wird. Da er Religionsstifter war, also alles sich bei ihm auf die Praxis bezog, so konnte er allerdings diese Philosophie nicht zu einem System ausbauen. Diese Versuchung liegt dem schöpferischen religiösen Genie so fern wie dem poetischen, weil beide, der eine durch sein Leben und Handeln, der andere durch sein künstlerisches Schaffen viel stärker und unmittelbar überzeugender, weil anschaulicher wirken können als durch die schönsten Theorien. Wohl aber konnte er seine philosophische Überzeugung als die theoretische Voraussetzung gebrauchen,

aus der sein Handeln mit logischer Notwendigkeit folgen mußte. Nur der wird mit voller unbeirrter Selbstgewißheit seinen Weg verfolgen können, der sich in Übereinstimmung mit dem Weltwillen weiß, sein Handeln als die Vollstreckung des göttlichen, d. h. des aus dem Wesen der Welt hervorgehenden — Willens ansehen kann. Die Geschichte aller großen weltbewegenden Menschen weist denn auch, bezeichnend genug, keinen schärfer ausgeprägten Zug auf, als diesen der absoluten Gewißheit der Übereinstimmung mit der höheren Macht.

Diese Sicherheit aber kann nur aus einer Überzeugung hervorgehen, nämlich aus dem Gefühl innerster Wesensverwandtschaft des Menschen mit eben dieser höheren Macht. Gefühl und Überzeugung, Denken und Empfinden also führen hier das gleiche Resultat herbei. Der Monismus sagt aus, daß der Mensch im Wesen Gott verwandt, weil geradezu ein Teil von ihm sei. Die christliche Religion spricht dasselbe aus in konkreter Form, indem sie Gott als Vater und den Menschen als Gottes Kind bezeichnet.

Der Monismus widerspricht also nicht der christlichen Religion, sondern diese ist vielmehr die notwendige praktische Ergänzung zur monistischen Philosophie, die als solche, wie alle Philosophien, nur Theorie ist.

Religion nämlich ist Praxis, ist angewandte Philosophie. Die Philosophie wendet sich, da sie beweisen will, an den Gedanken; denn für diesen ist das Verhältnis des Teils zum Ganzen verständlich, also ausreichend. Die Religion wendet sich, da sie Handlungen hervorbringen will, an das Gefühl. Das Verhältnis des Teils zum Ganzen sagt dem Gefühl aber gar nichts, denn dieses will nicht logische Zusammenhänge, sondern praktische, greifbare Ziele. Also bleibt der Religion nur das Auskunftsmittel, anstatt des bloß logischen Verhältnisses, dessen Wahrheit ihr Erfahrung und Philosophie verbürgt, dasjenige ethische Verhältnis zu setzen, das diesem logischen einerseits verhältnismäßig am getreuesten entspricht, andererseits aber dem Gefühl am sichersten den Weg zum Ziele weist.

Werner Kropp.

Bilder aus der Jugendzeit eines schwäbischen Kritikers.

Von Hermann Mehl.

Es war am 27. Januar 1884, dem Geburtstage von David Strauß, da begaben sich eine Anzahl von Verehrern des kühnen Kritikers nach Ludwigsburg, um der Stadt eine Gedenktafel, welche die edlen Züge des Verstorbenen treu widerspiegelte, zu übergeben mit der Bitte, dieselbe nicht nur zu schützen gegen die Unbilden der Witterung, sondern auch gegen die Gefahren, welche ihm drohen könnten durch Unduldsamkeit anders Denkender.

Der Bürgermeister Abel übernahm im Namen der Stadt, die David Strauß zu ihren Söhnen zählte, den Schutz des Denkmals, gedachte der treuen Anhänglichkeit des berühmten Mitbürgers an seine Vaterstadt und hob hervor, daß, wenn die Mitbürger des Gefeierten auch nicht alle in der Lage seien, die Ansichten von David Strauß zu teilen, doch diejenigen, die ihn kannten, ein volles Verständnis dafür haben, daß sein einziges Lebensziel die Erforschung der Wahrheit war.

Die Stadt Ludwigsburg, nur wenige Stunden von der Hauptstadt Württembergs, Stuttgart, entfernt, rechnet auch die Dichter Justinus Kerner nnd Eduard Mörike, sowie auch den Ästhetiker Vischer zu ihren Söhnen.

Sie birgt unter einem prosaischen Äußeren viel Poetisches. Man denke an die herrlichen Lindenalleen, an die großen Parke, auf deren melancholischen Plätzen die Kinderwelt weiten Spielraum für ihre Phantasie und Spiele hat, an die Hallen des öden Schlosses, an das sich allerlei unheimliche Sagen knüpfen, die das Gemüt mit Schauer erfüllen. So zeigt man in einem Zimmer des Schlosses selbst noch Blutflecken. Ein Meuchelmörder soll den Herzog Carl Alexander ermordet haben, weil er seinen protestantischen Glauben mit dem katholischen vertauscht hatte.

Treten wir heute an die Wiege des großen Mannes und lassen Bilder aus seiner Kindheit und Jugendzeit an uns vorüberziehen. Am 27. Januar 1808 lag unser kühner Kritiker als zartes Kind in der Wiege, von treuer Mutterliebe gepflegt und bewacht. Sie vor allem war es, deren Bild sich unauslöschlich tief in die Seele des Kindes und späteren Mannes senkte.

Sie wird uns als eine kleine Frau von zartem Wuchs geschildert, immer freundlich und für alles Heitere, Humoristische empfänglich.

Sie besaß in hohem Grade die Fähigkeit, in die Vorstellungen ihrer Nebenmenschen liebevoll einzugehen, verstand es, ihren Gatten, der nicht immer leicht zu behandeln war, in guter Stimmung zu erhalten. Sie war der gute Geist des Hauses. In dem schönen Aufsatz „zum Andenken an meine gute Mutter für meine Kinder" hat Strauß ihr ein herrliches Denkmal gesetzt. Das Beste, was in ihm sei, verdanke er seiner Mutter. Er rühmt ihren hellen Geist, ihre Freude am Lernen, das eiserne Gedächtnis in ihrer Jugend. Sie habe ihr Glück und ihren Frieden in Erfüllung ihrer Pflichten und in dem Glauben an eine gute, weise Vorsehung gefunden. Das habe gemacht, daß sie über alle Kümmernis und Verstimmung Herr geworden sei.

Der Mensch müsse nur nach Kräften das Seinige tun, dann sei alles wohlgetan. Ihre Frömmigkeit hatte eine rationalistische Färbung. Alle Überschwenglichkeit und allen Formendienst verschmähte sie in der Religion, die für sie nichts anderes war als ein unausgesetztes, pflichtmäßiges Handeln. Zuweilen machte sie sich über das Geschleppe von Glaubenssätzen lustig, mit dem ihr Gatte sich behängte. Christus war für sie nichts anderes, als ein weiser, gottgesandter Lehrer, dessen Vorbild man folgen müsse.

„Wie geläutert von allem Irdischen", ruft der Sohn aus, „war unter lauter irdischer Tätigkeit dies Gemüt." Der Tod der geliebten Mutter, der im März 1839 erfolgte, war ein schwerer Schlag für den Sohn, wie für das ganze Haus. „Wahrhaftig, wenn es keine Unsterblichkeit gibt", schreibt er, „sollte man für diese Frau eine veranstalten." Die Mutter hatte ihm einmal in einem Briefe geschrieben: „Ich weiß, ich nehme etwas mit hinüber, es ist die Liebe."

Von seinem Vater schreibt Strauß seinen Kindern: „Euer Großvater war ein Mann von der schönsten natürlichen Begabung, der sein Latein in der Ludwigsburger Schule vorzüglich gelernt, so daß er auch später noch die römischen Schriftsteller in der Ursprache las."

Der Sohn bedauerte es, daß ein Mann, der so viele Anlage zum gelehrten Stand hatte und seine Gedanken in guter Form zum Ausdruck zu bringen wußte, ein auf den Kleinhandel beschränkter Kaufmann war, der der Obstzucht und der Bienenzucht mehr Zeit widmete, als es für den Fortgang des Geschäftes gut war, und seinen Kunden nicht immer die nötige Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit zuteil werden ließ. Der Vater unseres Kritikers war eine sinnende und über das Weltgeheimnis brütende Schwabennatur, dem Mysticismus nicht abhold und ein unbedingter Verehrer und Anhänger des christlichen Dogmas.

Als das Leben Jesu erschien, das sein Sohn später wie eine Brandfackel in das Lager der Theologen schleuderte, kam es zwischen Vater und Sohn zu heftigen Auftritten, unter denen die Mutter oft schwer zu leiden hatte. Der Abfall von der Kirche und ihrer Lehre kam dem Vater tragisch vor. Der Boden des religiösen Lebens schien ihm unter den Füßen zu schwanken. Die Mutter dagegen fühlte nur zu gut, daß dem Sohne ein Unrecht geschehen sei. Sie war der Meinung, daß die Menschen sich wegen einer gelehrten Untersuchung in keine Kämpfe einlassen und sich entzweien sollten, man solle vielmehr das dahingestellt sein lassen, was man nicht glauben könne.

Das reizbare Temperament und die Willenskraft des Vaters, die Fertigkeit in schriftlicher Darstellung, die bei dem Sohne zur vollendeten Kunst wurde, war ohne Zweifel ein Erbstück seines Vaters, während er die geistigen Eigenschaften seiner Mutter verdankte. Dies war auch bei seinem einzigen Bruder, mit Namen Wilhelm, der Fall, der als Fabrikant in Köln einem schweren Herzleiden erlag. Dieser sein Bruder besaß einen hellen Verstand, einen unbeugsamen Willen, einen heiteren, für Scherz und Ernst des Lebens geöffneten Sinn und eine Arbeitskraft, der keine Last zu schwer war, er war eine durchaus philosophisch spekulativ angelegte Natur. Es war ihm Bedürfnis, über das Ziel und die Bestimmung des Menschen und seiner Aufgaben zu voller Klarheit zu gelangen. Es war sein fester Glaube, daß alle Schicksalszufälle, Glück und Unglück, Gesundheit und Krankheit, Armut und Reichtum für uns Menschen nur die Veranlassung seien, unsere Kräfte zu üben, entweder handeln oder dulden zu lernen. „Lerne leiden, ohne zu klagen.“ Das hat Wilhelm Strauß wörtlich erfüllt. Kaum hat ein Mensch unter so schweren Leiden eine solche Seelenstärke an den Tag gelegt.

Kehren wir nun wieder zu David Strauß zurück. Das Kind war äußerst zart und von schwächlichem Körperbau, ja es hatte den Anschein, als ob er Anlage zur Schwindsucht besäße. Der Knabe war ungemein schüchtern und zog sich, wie einst unser Schiller, vor den lärmenden Spielen des Knabenalters zurück. Die Zahl seiner Gefährten war eine geringe und nur wenige gesellten sich zu ihm, wenn er in der schönen Umgegend von Ludwigsburg lustwandelte und seinen jugendlichen Träumen nachhing.

Die Mutter insbesondere hatte den Wunsch, daß der Sohn Pfarrer werde, wie es überhaupt der Wunsch und die Sehnsucht der meisten Mütter im Schwabenland ist, ihren Sohn auf der Kanzel zu sehen und das Wort Gottes verkündigen zu hören.

Das theologische Studium blieb in meinem Vaterlande von allen gelehrten Disziplinen die am meisten geehrte und gepflegte.

Der kleine David mußte demgemäß in eine gelehrte Schule eintreten und besuchte die Lateinschule.

In keinem Lande gibt es so viele Lateinschulen, als in Württemberg, und nirgends in der Welt wird so sehr gegen das encyclopädische Wissen und das Vielerlei der Unterrichtsgegenstände, dafür um so mehr für Konzentration der Unterrichtsfächer gekämpft, als in meinem Vaterlande.

Die Lehrer solcher Lateinschulen sind meist gestrenge Herrn, die jeden Verstoß gegen die lateinische Grammatik tragisch nehmen und denen man manchmal nicht ganz mit Unrecht nachgesagt hat, daß sie zuweilen vermittelst des Stockes der großen Römer Weisheit auf den Rücken malten.

David Strauß zeichnete sich durch einen hellen Kopf und großen Fleiß aus und bekam am 24. November 1818, noch nicht ganz 11 Jahre alt, von dem damaligen Rektor als ein praemium diligentiae (eine Belohnung des Fleißes) die Werke des Dichters Horaz.

Mit dem 14. Lebensjahre war nun der Zeitpunkt gekommen, wo er den Bildungsweg der jungen schwäbischen Theologen betreten mußte. Im Herbste 1821 wanderte er nach Stuttgart, um das sogenannte „Landexamen“ zu bestehen. „Landexamen!“ Das ist ein furchtbares Wort, dessen Schrecken nur ein Knabenherz ermessen kann, das durch dieses Feuer hat gehen müssen.

Das Landexamen war für diejenigen, die sich der Theologie widmeten, der Durchgang zu einer jener Schulen, welche in Württemberg im 16. Jahrhundert zur Heranbildung künftiger Theologen in früheren Klöstern errichtet wurden. Die Zöglinge dieser Schulen erhielten den Unterricht in den üblichen Gymnasialfächern, wohnten in einem Gebäude und wurden sorgsam überwacht bis zum Übergang auf die Universität. Strauß kam in das Kloster Blaubeuren, einem Städtchen, das am Südabhange der schwäbischen Alb, in schöner Umgebung, gelegen ist, mit einer Anzahl hochbegabter, strebsamer Studiengenossen, deren der Ästhetiker Vischer, der Dichter Gustav Pfizer, der geniale, aber unglückliche Dichter Wilhelm Waiblinger einer war.

Die Lehrer, denen er am meisten verdankte und die auch später mit den strebsamen Jünglingen auf die Universität zogen, waren Kern und Baur. Letzterer war auch der unvergeßliche Lehrer des Verfassers dieses Artikels, dem es vergönnt war, mit dem großen Meister, der sich als Gründer der „Tübinger Schule“ einen Namen erworben hatte, bis zu seinem Tode in beständigem persönlichen Verkehr zu stehen. Beide Lehrer führten die jungen Leute in das klassische Altertum ein und suchten sie für die idealen Güter des Lebens zu begeistern.

Kern ließ einen Hauch von Herders Geist verspüren und verstand es, die klassischen Dichter mit Geschmack zu erklären. Baur ließ die strebsamen Jünglinge an seinen eigenen Entdeckungen theilnehmen und suchte sie in die Probleme der Niebuhrschen Geschichtsforschung und in das damals noch wenig bearbeitete Gebiet der Mythologie einzuführen.

Die Schüler selbst hatten bei allem Interesse, das sie den Unterrichtsgegenständen entgegenbrachten, doch zuweilen den Eindruck, daß ihre Lehrer zu hoch mit ihnen flögen und an ihre Verstandes- und Lernkräfte zu hohe Anforderungen machten.

Im allgemeinen war der Unterricht auf das Studium des klassischen Altertums, der Geschichte und der Mathematik und Naturwissenschaft beschränkt. In dieser Beschränkung der Lehrgegenstände, die allem encyclopädischen Wissen abhold war, lag das ganze Geheimniß der guten, alten Schule, wie auch Goethe mit Recht sagt: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“

Im Anfang seines dortigen Aufenhaltes war Strauß ungemein schüchtern und vom bittersten Heimweh geplagt.

Es läßt sich nicht im Abrede stellen, das altwürttembergische Gelehrtenwesen hatte etwas klösterlich Enges und Düsteres. Die strenge Clausur und Überwachung auch in der Freistunde trug viel dazu bei, das Freiheitsbedürfnis zu spannen. Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib an schönen Sommertagen war der Herzenswunsch der Zöglinge, dem zuweilen die Gastfreundschaft der Bewohner des Städtchens, die diesen und jenen zu geselligen Unterhaltungen und Spaziergängen einluden, entgegenkam.

Trotz aller Geistesarbeit machte sich auch der Humor und jugendlicher Übermut geltend, der mit dem Leichtsinn eines Alkibiades über die gesetzlichen Schranken hinwegeilte.

Strauß nannte einmal diese Erziehungsanstalten, denen es auch an Lichtseiten nicht fehlte, mit einem nicht ganz schönen Bilde und vielleicht auch etwas undankbar theologische Mausfallen, in welchen man durch den Speck der Stiftungen gefangen werde.

Das gegenwärtige Japan und das Christentum.

Von Pfarrer Schiller, Kyoto.

I.

A. Allgemeines.

Fünfviertel Jahre sind nun schon seit der Beendigung des großen ostasiatischen Krieges verflossen; doch ist es natürlich, daß man sich in japanischen Dingen immer noch nach demselben orientiert, da er in der japanischen Geschichte sicherlich einen tiefen Einschnitt bilden wird. Es hat ein ganzes Jahr gedauert, ehe die nächsten Folgen des Krieges überwunden waren, und eigentlich erst seit diesem Sommer regt es sich wieder auf dem Felde industrieller Unternehmungen, wozu man allerdings erklärend hinzufügen muß, daß die Geldbelohnungen und Pensionen an verdiente Krieger erst in diesem Sommer zur Auszahlung gelangt sind. Der zunehmende Wohlstand zeigt sich auch in einer regeren Bautätigkeit. Um uns her in Kyoto wird allerorten gebaut,

so daß auch der Bodenwert unseres Missionsgrundstücks sich beständig steigert. Warenpreise und Löhne steigen ebenfalls unaufhaltsam, und um die erhöhten Staatsausgaben decken zu helfen, ist vom 1. Oktober ab unter Beibehaltung der hohen Kriegssteuern ein erhöhter Zolltarif in Kraft getreten, der namentlich auch die Bedarfsartikel der im Lande wohnenden Europäer aufs neue schwer belastet. Ein Zweck dabei ist wohl auch, die heimische Industrie zur Nachahmung europäischer Fabrikate anzufeuern. Im allgemeinen fehlt es aber Japan an dem nötigen Kapital, um alle die beabsichtigten Unternehmungen, vor allem auch in Korea und der Mandschurei, durchzuführen. Aber der durch die Siege mächtig gehobene Kredit Japans im Auslande hilft auch diese Schwierigkeit überwinden, so daß die Aussichten auf eine ökonomische Weiterentwicklung Japans ohne Zweifel gute sind.

Mehr Sorgen verursachen die moralischen Folgen des Krieges. Bei den Unruhen infolge der Verstimmung über den Friedensschluß von Portsmouth haben die Massen der Hauptstadt wohl gemerkt, daß sie die Macht zu terrorisieren besitzen, und der Jahrestag der letztjährigen Unruhen brachte dann wieder Straßenaufläufe aus Anlaß einer Bewegung gegen die Fahrpreiserhöhung der elektrischen Bahnen, wobei die Polizei sich merkwürdig passiv und zögernd verhielt. Die Zahl der Mordtaten ist infolge des Krieges um 15 % gestiegen; der Taschendiebe kann man sich in den großen Städten kaum noch erwehren; am erschreckendsten ist aber die Diebstahls- und Einbruchsstatistik der Hauptstadt. Nach der Japan Weekly Mail vom 22. September 1906 hatte das engere Tokyo ohne die Vororte mit seinen 433 273 Häusern, bez. Häuschen (Statistik vom Jahre 1906) auf 1000 Häuser folgende Einbruchs- bez. Diebstahlsziffern: im Jahre 1901: 75, 1902: 84, 1903: 99, 1904: 106, 1905: 95; das macht also einen Diebstahl pro Jahr auf 10 Häuser und etwa 45 Personen, oder anders ausgedrückt, jedes Haus von 4—5 Bewohnern hat im Durchschnitt alle 10 Jahre einen Diebstahl zu erwarten. Das sind doch wohl Tatsachen, die zu ernsten Besorgnissen Anlaß geben.

Mit Recht richtet die Regierung darum ihre Aufmerksamkeit auf eine weitere Hebung und Vermehrung des Schulwesens. Der zweiten Landesuniversität zu Kyoto wurde nun endlich zu den technischen, juristischen und medizinischen Fakultäten die literarische hinzugefügt, zunächst nur mit den Abteilungen für Geschichte, Philosophie, Pädagogik und chinesische Literatur. Auch sonst sollen verschiedene höhere Schulen, Handelshochschulen, landwirtschaftliche Schulen, technische Anstalten 2c. neu geschaffen werden, so wie auch eine Reihe weiterer höherer Mädchenschulen. Ferner ist im Prinzip beschlossen worden, demnächst die allgemeine Schulpflicht von vier auf sechs Jahre auszudehnen. Wichtiger wäre fast noch, die theoretische Schulpflicht zur Praxis des Schulzwanges umzugestalten. Doch ist daran noch nicht zu denken. Tatsächlich ist auch heute noch die Zahl der Analphabeten in Japan erschreckend groß. Das zeigte sich beim Heere während des Krieges in fühlbarer Weise; das kann man leicht bei einer Reise durchs Land selber feststellen. Ich möchte sie nach meinen Beobachtungen noch auf etwa 40 % der augenblicklichen Bevölkerung einschätzen, wobei allerdings ihre Zahl von Jahr zu Jahr geringer wird. Der Schulbesuch hebt sich von Jahr zu Jahr in erfreulicher Weise, doch beruht die offizielle Angabe, daß 94,43 % aller schulpflichtigen Kinder die Schulen besuchen, auf einer irrigen Zählungsweise, wie Rev. Pieters in einem sehr sorgfältig ausgeführten und höchst instruktiven Aufsatze über das japanische Schulwesen (The Educational System of Japan, Seite 31—107 in The Christian Movement in Japan, 1905, Tokyo, Methodist Publishing House) überzeugend ausgeführt hat; die Angabe von 70 % würde den Tatsachen eher entsprechend. Einen Einblick in die wirklichen Verhältnisse läßt die Mitteilung der Japan Times vom 12. September 1906 tun, wonach die Regierung vor 7 Jahren Tokyo aufforderte, 90 neue Volksschulen zu errichten, um das Bedürfnis zu decken, daß die Hauptstadt aber bisher nur 45 Schulen zu errichten in der Lage war, und daß infolgedessen noch jetzt in der Hauptstadt etwa 4000 Kinder im schulpflichtigen Alter des Schulunterrichts entbehren.

Freilich mit der Errichtung von Schulen allein ist es auch noch nicht getan. Man kann den japanischen Schulen im allgemeinen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie wohl sich bemühen, Wissen einzuflößen, aber viel zu wenig Wert auf Erziehung legen. Die religionslose Moral, die in den Schulen gelehrt wird, in zwei Wochenstunden in den Volksschulen und in einer Wochenstunde in den höheren Schulen, scheint hier ihre Unfähigkeit zu erweisen. Freilich liegt auch eine grobe Ungeschicklichkeit des modernen Japans in erziehlichen Dingen vor. Wie könnten sonst die Eltern der 80—90 000 Schüler und Schülerinnen, die in den höheren und mittleren Schulen Tokyos studieren, es dulden, daß fast der größere Teil dieser Schar in der Hauptstadt in Pensionen, alias Wirtschaften lebt ohne jede erziehliche Kontrolle und jede autoritäre Aufsicht? Man muß die japanischen Häuser kennen mit ihren Zimmern, die nicht verschlossen werden können, die nur durch verschiebbare Wände getrennt sind, um ganz zu verstehen, was für ein lockeres Leben sich da leicht entwickelt. Von Zeit zu Zeit behandeln denn auch die Zeitungen dieses Thema, besonders in der Zeit, wo man außer auf den unsittlichen Lebenswandel auch auf die unter der studierenden Jugend zunehmenden sozialistischen Tendenzen aufmerksam wurde; aber man ruft mehr nach der Polizei, als daß man die Erziehungsmethoden änderte. Was fehlt, ist ein idealer Geist in den Schulen, ist eine nachdrücklichere Ausübung der erziehlichen Elternpflichten und sind vor allen Dingen gesunde Heime für die vom Elternhause getrennt lebenden Schüler und Schülerinnen, wo dieselben unter Leitung von gebildeten und mit Autorität versehenen Persönlichkeiten stehen, ist ferner auch der in Japan so sehr fehlende Verkehr der Jugend mit edlen Frauen, die einen idealen Einfluß ausüben könnten. Die christlichen Missionen haben in Tokyo und anderwärts schon eine Anzahl von solchen Heimen geschaffen, selbst die Heilsarmee hat im letzten Jahre je eins für Studenten und Studentinnen eingerichtet. Aber es ist Raum da für mehr, und auch Kyoto könnte ein solches sehr wohl gebrauchen. Am letzteren Orte plant man gerade eine große Vortragsversammlung für Studenten aller Grade und Arten, in welcher durch einflußreiche Persönlichkeiten Fragen der Sittlichkeit behandelt werden sollen. So wird unser Gemeindeglied Professor Fujinami in dieser Versammlung in der Stadthalle über die sexuelle Frage reden, und man hofft, daß gerade seine Worte, als die eines Mediziners, Eindruck machen werden.

Ein schweres Problem für die japanischen Erziehungsbehörden bilden auch die herübergekommenen chinesischen Studenten, deren Zahl im September schon auf 13 620 angeschwollen war und wohl noch weiter anwachsen wird. Es mußten für dieselben manche ganz neue Schulen geschaffen werden, da viele für den Unterricht in den bisherigen Schulen nicht genügend vorgebildet waren. Hinzu kommt die Sittenlosigkeit, der sich viele derselben ergeben, und die nicht durch Verordnungen der Schulbehörden beseitigt werden kann. Erfreulich ist, daß die Missionen auch diese Arbeit der Beeinflussung der chinesischen Studierenden mit Energie in die Hand genommen haben. Einige der in China arbeitenden Missionare sind zu diesem Zwecke, zusammen mit chinesischen Predigern, nach Japan übergesiedelt, um sich ganz dieser Arbeit zu widmen. So ist zu hoffen, daß doch eine Anzahl dieser ins Ausland gegangenen chinesischen Studenten auch christliche Anregungen empfangen und mit nach der Heimat bringen werden, was um so wichtiger ist, als voraussichtlich diese aus dem Auslande zurückkehrenden Chinesen es sein werden, denen die Überführung des starren chinesischen Konservativismus zu neuzeitlichen Anschauungen und die Umgestaltung des chinesischen Staatswesens und der chinesischen Gesellschaft obliegen wird.

Es muß jedem recht merkwürdig erscheinen, daß in einem Lande wie Japan, dessen Buddhismus das Verbot des Tötens auch auf die Tiere ausdehnt, dessen buddhistische Priester Seelenmessen lesen auch für die im Kriege gefallenen Pferde, und Lieblingshaustieren, namentlich Hunden, auf Wunsch ein religiöses Begräbnis mit sämtlichen Zeremonien gewähren, daß in einem solchen Lande dennoch die Tierquälerei, vielleicht mehr die gedankenlose als die aus Roheit beabsichtigte, erschreckend groß ist. Es war unser früherer Pastor Hiroi, der jetzt Lehrer für Philosophie und Englisch an einer höheren Schule Tokyos ist, der zuerst die Notwendigkeit eines Tierschutzvereins nach ausländischem Muster auch für Japan erkannte, zu diesem Zwecke mit hervorragenden Personen in Verbindung trat und im Verein mit Buddhisten eine solche Vereinigung bildete, die immer mehr Anklang findet und sich zunächst der Belehrung und Aufklärung widmet, aber sicherlich später auch gesetzgeberische Aktionen veranlassen wird.

Ein anderer unserer früheren Pastoren, Maruyama, der jetzt Professor für deutsche Sprache am Obergymnasium zu Tokyo ist, ist eifrig bemüht, eine Bewegung zugunsten der Einführung der Lateinschrift anstelle der schwierigen chinesischen Zeichen in Gang zu bringen, und hat gerade zu diesem Zwecke eine kleine Schrift veröffentlicht, in welcher er die Vorzüge der Lateinschrift klar und überzeugend dartut und auch die Möglichkeit der Umwandlung der Schriftformen sowie die dabei einzuschlagende Methode auseinandersetzt.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Bremischer Protestantenverein
Montag, den 11. Februar 1907, abends 7½ Uhr,
im Kaisersaale des Künstlervereins:
Vortrag
des Herrn
Pastor Baars-Vegesack:
Evangelische Gottesdienste.
Diskussion.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gern und unentgeltlich mit, was mir von jahrelangen, qualvollen Magen- u. Verdauungsbeschwerden geholfen hat
A. Hoeck, Lehrerin,
Sachsenhausen b. Frankfurt a. M

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

DIE HILFE.
WOCHENSCHRIFT für Politik, Kunst und Literatur.
Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmässig
POLITISCHE NOTIZEN
Politische u. volkswirtsch. Aufsätze
Soziale Bewegung
Unsere Bewegung.
Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze.
Novellen — Kunstliteratur
Allerlei — Briefkasten.
Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.
Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

Wir bitten,
Probenummern
zur Verteilung
an
Interessenten
zu verlangen.
Verlag des Protestantenblattes.

DER VOLKSERZIEHER
Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.
Organ der Volkserzieher-Gemeinde.
Zugleich: **Der Bücherfreund** Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.
Organ der Volkserzieher-Bibliothek.
Herausgeber: Wilhelm Schwaner.
Abonnenten beider Blätter sind gegen Zahlung von 1 M. jährlich Mitglieder der fast d. ganze moderne Literat. umfassend. Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom
Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee, Mariannenstr. 10.
Daselbst sind auch Prospekte der Germanen-Bibel kostenlos zu haben.

„Kirchlich-Liberal"
Halbmonatsschrift
für die Berliner kirchlich-liberale Bewegung.
Preis 1,50 Mk. jährlich, postfrei.
Herausgeber: **K. Schrader**, M. d. R., Berlin W. 35, Steglitzerstrasse 68.
Expedition: ebendaselbst.

Gesundheit, Kraft Schönheit
verleihen die mehrfach preisgekrönten **Friedensauer**
NUSS-Nährmittel
Als konzentriert eiweisshaltig (31%) und zugleich fettreich (56%) hervorragend bewährt u. geradezu einzig für Sportsleute, Athleten, Touristen. 90 Pfg. bis 2 Mark das Pfund. Nuss-Biskuits 50 Pfg. - Erklärende Preisliste versendet kostenfrei
Deutscher Verein für Gesundheitspflege.
Friedensau, Post Grabow, Bez. Magdeburg.

H. Becker i. Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. Holländ. Tabak. 10 Pfd.-Beutel co. 8 Mk. Cigarren billigst.

Echte Portweine!
Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk 4.20,
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,
Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.75, 3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert, vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.
I. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.).
Wein-Import und Versandhaus.

Kirchen-Teppiche
gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse
nach Entwürfen von Professor Beck
liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format
Wilhelm Röper
Leipzig, Goethestrasse 1
Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoher Kirchenbehörden gratis und franko.

Das Protestantenblatt
kann von jeder beliebigen Nummer an beim **Verlage** bestellt und durch diesen bezogen werden.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße. 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 6.

Berlin
Bremen.

6. Februar 1907.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Ein furchtbares Grubenunglück. — Nach der Reichstagswahl. — Zum Fall César. — Veränderungen und Neuigkeiten auf dem Zeitschriftenmarkt. — Aus England. — Kirche und Staat in Frankreich. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Tagebuch.

Ein furchtbares Grubenunglück hat viel über 100 kraftvolle Männer aus Leben und Arbeit herausgerissen, hat Tausende in Leid und Not gestürzt. — Was wollen die vielbesprochenen und beklagten Zweifel unreifer Theologen über die Echtheit einer Stelle der Schrift der Bibel bedeuten gegen das Ringen, das sich nun dort in Menschenherzen erhebt um den Glauben an die Liebe Gottes vor dem verkohlten Leichnam des Vaters, des Gatten, des Bruders, des Bräutigams. Schafft Brot, daß diese nach innerer Kraft, nach neuem Leben Hungernden essen und zankt euch nicht, ob's rund oder lang, ob's Roggen oder Gerste sein soll. Wer sie satt und stark machen kann, der hat recht. Wie erbärmlich kommen uns die Sorgen und Kämpfe in der Kirche vor, wenn das Volk in solcher Not steht. Helft wie ihr könnt, die Katholiken mit der Jungfrau Maria, die Orthodoxen mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen, die Liberalen mit dem Vatergott des Menschenheilandes, — helft und hindert euch nicht, indem ihr euch anschreit und die Köpfe einschlagt, weil alle nach einer Methode helfen sollen.

*

Nach der Reichstagswahl. Wie wenn über die Landkarte unseres deutschen Vaterlandes ein Strom schwarzer und einer roter Tinte hinliefe, unaufhaltsam fressend von Wahlkreis zu Wahlkreis, wie wenn es einmal nur die Heiden geben sollte, Schwarze und Rote, so schien, es — nun, der rote Strom ist aufgehalten, ja zurückgedrängt, der schwarze Strom steht — aber er wird noch lange ganze Landesteile bedecken, denn die ihn ausgossen, haben eine starke, jahrhundertalte Organisation in der katholischen Kirche und noch ein anderes, von dem nachher die Rede sein soll. Auch dem roten Strom gegenüber gibt's keine Sicherheit, daß er nicht wieder in Fluß komme, die Arbeiterbevölkerung, aus der er seinen Stamm nimmt und gewiß behalten hat, nimmt zu im Deutschen Reich, muß zunehmen, wenn der Reichtum, die Lebensmöglichkeit des deutschen Vaterlandes wachsen soll. Darum gilt es, nicht nur die berechtigten Anstöße unsozialer Verhältnisse und Anschauungen zu beseitigen, es gilt dem Materialismus, der von den sog. höheren Ständen nun auf die Arbeiterschaft gekommen ist, während er bei jenen immer mehr an Ansehen verliert, zu begegnen mit Wort und Tat, d. h. mit der Herausarbeitung von Idealen, die die Utopieen der Sozialdemokratie verblassen lassen in den Augen ihrer Anhänger.

Vor uns liegt ein Extrablatt mit den ersten Wahlresultaten, danach sind definitiv gewählt: Konservative 38, Deutsche Reichspartei 12, Deutsche Reformpartei und Wirtschaftliche Vereinigung 9, Zentrum 89, Nationalliberale 17, Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung und Deutsche Volkspartei 9, Sozialdemokraten 30, Polen 19, andere Fraktionen 4. Die größte Zahl fester Wählermassen haben — die Konservativen, das Zentrum und die Sozialdemokraten —, alle drei haben ein festes, klares Programm. — Unser Ackerertrag — Unser Lohn — Unser Glaube — oder „Schutz der Landwirtschaft", „Förderung der Arbeiterschaft", „Macht der Kirche", das sind aber alle drei recht selbstsüchtige Ideale, auch der Himmel der römischen Kirche und die ewige Seligkeit, die vom Wahlzettel abhängig gemacht wird. — Die Welt scheint wirklich aufgeteilt, die Landwirtschaft, die Industrie und der Himmel, — nur einige Brocken bleiben übrig für die Parteien, die dazwischen liegen, mit dem endlichen Schicksal, doch von jenen zerrieben zu werden. Ein Großes bleibt freilich: Die Welt der wirklichen Ideale: Vaterland, Geistesleben des Menschen, Volksgemeinschaft, — sie müssen immer lebendiger verkündet, immer wirksamer dargestellt werden vor den anderen, sie müssen jene selbstsüchtigen Ideale mit ihrem Glanz zu dunklen Gespenstern machen, deren man sich schämen muß, sie werden wirklich tief gefaßt als die Grundsätze, von denen aus alles beurteilt und alle Arbeit getan wird, die das wirklich Ideale in jenen anderen mit umfassen und damit wirklich das Volk einen, wie immer auch ein jeder Stand seine Interessen verfechten muß und verfechten darf — nur nicht mit wie auch immer mit Patriotismus verhülltem Egoismus, sondern mit dem Blick und dem Sinn fürs Ganze, — auch mit Opfersinn. Hier setzt — und darum geht's uns tief und ernstlich an — die Aufgabe des deutschen Protestantismus ein, hier die Pflicht der Kirche, hier die Arbeit der Gemeinde, zu einen was getrennt, zum Verständnis zu treiben was sich bekämpft, hinauszuheben über den Tagesstreit in die freien Höhen der Ideale, hineinzutreiben in die Tiefen sittlicher Selbstbesinnung. — Schwärmerei! — Phantasien! — Credo, quia absurdum! Das Wort „unmöglich" steht im Lexikon des Christen nicht!

*

Zum Fall César hatte die Vereinigung der „Freunde der Christlichen Welt" eine Erklärung zur Unterschrift verbreitet, die auch der Deutsche Protestantenverein aufgenommen und seinen Freunden zur Unterzeichnung empfohlen hatte (etwa ein Drittel der Unterschriften dürften auch von ihm gesammelt sein). Diese Erklärung hat nach Nr. 3 der „Chr. Welt" 10840 Unterschriften gefunden, darunter 301 Theologen im Amt. Die Erklärung lautete:

„Obwohl wir vertrauen, daß der Evangelische Oberkirchenrat im Fall César nach evangelischen Grundsätzen entscheiden wird, ist es uns angesichts der seit den Zeiten Wöllners so nicht dagewesenen, sichtlich zunehmenden Tendenz landeskirchlicher Behörden, ihre Gewalt auf das Gebiet des inneren kirchlichen Lebens auszudehnen, Pflicht und Bedürfnis, vor dem Evangelischen Oberkirchenrat und vor der Öffentlichkeit zu erklären:

1. Unerträglich scheint uns die Art, wie durch das Kgl. Konsistorium zu Münster eine evangelische Gemeinde bevormundet wird, als wäre das Konsistorium „die Kirche" und die Gemeinde wäre nicht auch und nicht viel mehr „die Kirche". Weder durch inneren Zwiespalt noch durch Verkennung ihres christlich-evangelischen Charakters hat sich die Reinoldi-Gemeinde zu Dortmund ihrer Rechte verlustig gemacht.
2. Unerträglich scheint uns die Art, wie durch das Kgl. Konsistorium ein bewährter Geistlicher einem Angeklagten gleich ins Verhör genommen wurde. Das verletzt die Würde des Pfarrerstandes, die das Konsistorium vielmehr im Interesse der Gesamtkirche und der Evangeliumsverkündigung zu schützen hat.
3. Unerträglich scheint uns die Art, wie in solchem Einzelfall über die Berechtigung modern-theologischer Anschauungen in der Kirche öffentlich abgeurteilt wurde. Das Kgl. Konsistorium weiß ganz genau, daß Hunderte von Geistlichen mit diesen Anschauungen im Dienste der Landeskirche gesegnete Arbeit tun und einen breiten Boden von Gesinnungsgemeinschaft in den Gemeinden unter sich haben.
4. Unerträglich scheint uns die Art, wie das Kgl. Konsistorium evangelischen Glauben mit dem seinen Mitgliedern persönlich oder parteimäßig geläufigen Glaubens-Ausdruck rundweg gleichsetzt. Denn nur die Achtung vor jedweder Form aufrichtigen evangelischen Glaubens verbürgt der Kirche die Reinheit des Glaubens und der Lehre dessen, der den Glauben verkündigen soll."

Nachdem nun die Entscheidung gegen den Wunsch der Unterzeichner ausgefallen ist, erklärt der weitere Vorstand der Vereinigung der „Freunde der Christlichen Welt" folgendes:

1. Wir stimmen auch nach dem Erlaß des Oberkirchenrates den vier Sätzen der oben wiederholten Eingabe durchaus zu.

2. Wir erachten den Zustand, daß eine mit aufrichtiger frommer Überzeugung vertretene protestantische Theologie irgend welcher Richtung vom Dienst in der kirchlichen Praxis ausgeschlossen wird, für unhaltbar in der nur als Volkskirche auf die Dauer möglichen Landeskirche.

3. Wir hoffen von jedem solchen „Fall", der nicht mutwillig provoziert ist, sondern der geistigen Situation entspricht, unter allen Umständen einen Fortschritt der Entwicklung, mag auch der einzelne Lehrprozeß für die freiere Auffassung ungünstig ausgehen, und bitten die durch solche Vorgänge beunruhigten Gemeindeglieder, sich mit dieser Hoffnung zu befreunden und nur um so eifriger am kirchlichen Leben mitzuwirken.

4. Wir bitten unsere konservativen Kirchengenossen, sich in Sachen der evangelischen Wahrheit mit uns auf den Boden rein geistigen Kampfes zu stellen und auf jede Form gewaltsamer Unterdrückung innerkirchlicher Minderheiten zu verzichten, wie wir samt unsern Freunden und Gesinnungsgenossen ein Gleiches tun."

Gewiß ist diese Äußerung der genannten Vereinigung, die die Stimmen derer verstärkt, die es der Kirchenleitung klar machen, daß neben einer anmaßenden Orthodoxie noch andere Menschen und Christen in den Landeskirchen wohnen und Heimatrecht haben, mit Freuden zu begrüßen, gewiß gilt es vor allem, die Freigesinnten zur Mitarbeit am kirchlichen Leben immer wieder zu ermuntern und sie der Verärgerung und der Verbitterung — so natürliche Stimmungen — unter einer Kirchenleitung, die sie einfach ignoriert, zu entreißen, gewiß kann man in einer Erklärung nicht alles sagen, was man auf dem Herzen hat, — aber die passive Stimmung in dieser Erklärung, die zum Hoffen, nicht zum Handeln aufruft, ist uns unverständlich und unerträglich, und unberücksichtigt scheint die Gefahr, in die Tausende durch diese jämmerliche Lage gebracht werden, ihren Glauben zu verlieren durch die Rechtgläubigkeit, eine Gefahr, die uns auf der Seele brennt, die viel tausendmal schlimmer ist vor Gott, als daß wir sie verantworten können, wenn wir nicht alles tun, um die Einzelnen aus dieser Gefahr zu retten.

D. Rade äußert sich zur Erklärung der 147 in Nr. 4 der „Chr. Welt". Er findet die Zahl merkwürdig gering, da doch jene erste Erklärung 301 Unterschriften von Theologen fand; er erklärt die Zurückhaltung aus dem Bedenken, zweimal zu unterschreiben (das ist uns gar nicht gekommen, denn eine Bitte vorher und eine Erklärung nachher sind grundverschiedene Dinge), und daß freigerichtete Pastoren den Oberkirchenratserlaß als großes Entgegenkommen begrüßt hätten — angesichts der Tatsache der Nichtbestätigung Césars —, eine auch ihm widerspruchsvolle Auffassung. — „Jedenfalls" — so schließt Rade — „begreifen wir durchaus, daß es nach ‚Erledigung' des Falles César in der preußischen Landeskirche Pfarrer gab, die sich zu einer Erklärung, wie der obigen, gedrängt fühlten."

Für die Reinoldigemeinde ist nun Pfarrer Lic. Goetz, z. Zt. in England, zum Pfarrer gewählt worden. Er ist jedenfalls mindestens so liberal wie César. Ob das Münstersche Konsistorium ihn bestätigen wird? Wenn das geschähe, so wäre das der Höhepunkt der Verlogenheit unserer kirchlichen Situation.

Die Reinoldigemeinde Dortmund hat folgenden Erlaß des Ev. Oberkirchenrats erhalten:

E. O. Nr. 207. Berlin, 22. Januar 1907.

Die an des Kaisers und Königs Majestät gerichtete Immediateingabe vom 14. Dezember v. J., betreffend die Wahl des Pfarrers César in Wiesenthal, ist auf Allerhöchsten Befehl uns zur Prüfung und Bescheidung überwiesen worden.

Nachdem diese Prüfung stattgefunden hat, ergeht hiermit Bescheid dahin, daß wir nicht in der Lage sind, über unsere sachliche Stellungnahme zu der in der Eingabe vorgetragenen Bitte um eine Änderung der kirchlichen Gesetzgebung zur Sicherung evangelischer Glaubensfreiheit der Gemeinde eine Eröffnung zu machen. Voigts.

Dazu erklärt die Gemeindevertretung: Die evangelische Reinoldigemeinde kann in diesem Bescheid unmöglich eine endgültige Antwort auf die praktischen Vorschläge sehen, welche sie um der Wahrung ihrer Selbständigkeit willen und im Kampf um ihr Recht an höchster Stelle vorzulegen sich genötigt gesehen hat. Es würde dem Geist unserer protestantischen Kirche als der Kirche des Gewissens vollständig widersprechen, wenn unsere aus tiefem Ernst entsprungene Bitte um gesetzlichen Schutz der Gewissensfreiheit kurzerhand auf dem Verwaltungsweg formell erledigt werden sollte. Eine sachliche Stellungnahme zu diesen Fragen, von welchen die ganze Zukunft unserer kirchlichen Entwicklung abhängt, liegt der obersten verantwortlichen Stelle des Kirchenregiments ob.

Nach dem Wortlaut des Bescheids glauben wir aber die Hoffnung nicht aufgeben zu sollen, daß der Ev. Oberkirchenrat nur im gegenwärtigen Stadium über solche sachliche Stellungnahme der Gemeinde keine Eröffnung machen will, daß aber unsere Anregungen einer Gesetzesänderung weiterhin berücksichtigt und so Zustände geschaffen werden, welche die Entwicklung unserer preußischen Landeskirche nicht in das Belieben eines Provinzialkonsistoriums stellen und den Gemeinden ihr Recht der Selbstverwaltung unverkürzt garantieren. Da es sich um den Entscheid einer Königlichen Behörde handelt, so wird es Aufgabe nicht nur der synodalen Organe der Kirche, sondern auch der Landesvertretung und der Presse sein, eine Änderung der kirchlichen Gesetzgebung in der von uns befürworteten Richtung in die Wege zu leiten.

Dortmund, den 29. Januar 1907.

Die Gemeindevertretung von St. Reinoldi.

*

Veränderungen und Neuigkeiten auf dem Zeitschriftenmarkt. Die „Christliche Welt" D. Rades hat ihren Bezugspreis um 2 Mk. erhöht, sie kostet nun 10 Mk. statt 8 Mk. im Jahr. — Die „Chronik der Christlichen Welt" hat ihr Format in Oktav verändert und verliert ihre Vierteljahresübersichten des Herausgebers Lic. F. M. Schiele, die in die Monatsschrift für die kirchliche Praxis von Baumgarten übergehen. — Die „Evangelische Kirchenzeitung" wird einstweilen von Pastor em. Gensichen in Buckow herausgegeben, da ihr bisheriger Redakteur Pastor Wolff-Friedersdorf schwer erkrankt ist. — „Der Scherer", eine Halbmonatsschrift der deutsch-völkischen Richtung in Österreich, hat sich neu eingerichtet, nachdem sein Dasein im vergangenen Jahr bedroht war, und erscheint nun wieder regelmäßig. — Die Schweiz hat eine neue religiöse Monatsschrift erhalten: „Neue Wege, Blätter für religiöse Arbeit", Herausgeber Lic. R. Lichtenhan-Buch a. T. (Kt. Zürich), der im vergangenen Jahr von der Leitung des mittelparteilichen Kirchenblattes für die reformierte Schweiz zurücktrat, L. Ragaz-Basel und B. Hartmann-Chur. Preis 4,30 Fr. Kommissionsverlag von C. F. Lendorff, Freiestraße 84 in Basel. — Wohl als ein „christliches" Unternehmen in Gänsefüßchen gegen den weltlichen Kunstwart von Avenarius gibt die reichlich an Zeitschriften fließende Quelle auf der Berliner Alten Jakobstraße, der christliche Zeitschriftenverein, einen „Eckardt" heraus, — einen Index haben wir ja noch nicht in den evangelischen Landeskirchen, aber den Schäflein muß die Kost ausgewählt werden von der höheren Weisheit theologischer und laienhafter Rechtgläubigkeit, es muß alles „verchristlicht" werden, was sowohl hinsichtlich des Christentums als der Kunst, Wissenschaft und Literatur dasselbe ist wie das: es muß alles verruiniert werden, denn sie alle gedeihen nur in der Freiheit, — niemals unter der Glasglocke der Rechtgläubigkeit. — Auch unsere Gesellen haben zusammengesessen in Bremen und unseres „Protestantenblattes" Schicksal beraten. Da meinte einer, es sei zu alt mit seinen 40 Jahren, es müßte mit einem neuen Namen heraus, — und wäre doch eine Unwahrheit, denn es bliebe dasselbe, das entschlossen freie, das keine Menschenfurcht kennt, mit festem Schritt einhergeht, dem die Diplomatensohlen nicht passen und dem das süße Lächeln, die Leute zu gewinnen, nicht ansteht, das Kompromiß, Diplomatie, Opportunität, Connivenz und wie die undeutschen Dinge sonst heißen mögen, haßt, wie die Sünde, das wahr und klar, gerecht und richtig wandeln will in voller Öffentlichkeit vor den Leuten. — Eine Preiserhöhung, die uns drohte, ist abgewendet. — Wir bleiben die Alten nach außen und innen, und sehen doch mit hellen Augen die neuen Aufgaben der Zeit und versteifen uns nicht auf alte Doktrinen und Methoden und wollen und werden stehen mitten im Getümmel der Probleme und Fragen, der Kämpfe und Wünsche unserer Zeit, und rufen die Freunde, die alten und neuen, uns zu helfen, dem Volk und dem Evangelium mit uns zu dienen durch Schrift und Wort, durch Mitarbeit und Werbung. Unser neuer eigener Verlag hat uns durch persönliche Berührung mit dem Leserkreise, die durch ihn zustande kam, mancherlei Vorteil gebracht, — mögen unsere Leser immer besseres Vertrauen zu ihm gewinnen und dies bewähren, indem sie ihm helfen bei der Werbung neuer Leser und damit der Vergrößerung unserer Gemeinde vom freien Christentum fürs deutsche Volk.

*

Aus England. Die englische Hochkirche ist eine Erscheinung der reformatorischen Bewegung, die den deutschen Protestanten durchaus fremd berühren muß. Im Oktober 1906 hat sie ihren Kongreß gehalten und die „Chronik" Nr. 4 berichtet über die Hauptverhandlungsgegenstände. Völlig ablehnend verhält sie sich der modernen Theologie gegenüber und sucht im Gegenteil die anglikanische Kirche der katholischen immer mehr zu nähern. So empfahl Rev. Leighton Pullan-Oxford die Einführung des Frohnleichnamfestes: „Wenn man für die Feier eines Erntedankfestes Duldung hat, warum soll man nicht dulden dürfen ein Dankfest für die geistliche Speise des kostbaren Leibes und Blutes." Der Führer der Ritualisten, Lord Halifax, trat dem bei und freute sich, daß der offizielle Bericht besondere Abendmahlskleidung, Kerzen, Hostien, Mischung des Abendmahlsweins mit Wasser, Kruzifixe, die Reservation der Abendmahlselemente, die Privatbeichte, die Gebete für die Toten nicht einfach für ungesetzlich erklärt habe. Er leugnete, daß es eine tiefe Kluft gebe zwischen der römischen und der englischen Hochkirche. Nicht was römisch ist in Andachtsübungen und Liturgie ist falsch, sondern es ist zu empfehlen, weil es bei der überwältigenden Mehrheit der Christen in Europa in Gebrauch ist. Wenn es besondere Grundsätze und eine bestimmte Lehrweise der Reformation gebe, — so „sind die Grundsätze der Reformation Dinge, über die man in Sack und Asche Buße tun muß". Es ist doch erfreulich, daß dieser Schlußsatz lebhaften Widerspruch fand. Weniger scharf aber doch für uns immerhin verwunderlich wurde das Bestreben der hochkirchlichen Ritualisten in der Debatte hergeleitet aus dem Wunsch der Erhaltung der Kontinuität und der Betonung mehr des Gemeinsamen als des Trennenden zwischen der Hochkirche und der römischen Kirche.

In dieser selben Hochkirche besitzt der Sozialismus eifrige Anhänger unter Pfarrern und Laien. Das trat schon im Frühjahr 1906 zutage, als nach den Parlamentswahlen 120 Geistliche der Hochkirche den 30 Mitgliedern der Arbeiterpartei (Labour Party) ihre Sympathie aussprachen. Jene Kundgebung lautete: „Wir, die unterzeichneten Geistlichen der englischen Kirche, sprechen Ihnen unsere aufrichtigsten Glückwünsche zu dem letzten Wahlsiege der Labour Party aus. Es war schon seit vielen Jahren unser Wunsch, daß im großen Rat der Nation die Stimme der Arbeit voll und entsprechend zu Gehör komme. Wir freuen uns, daß bei der letzten Wahl ein bedeutender Schritt getan ist, um das Haus der Gemeinen wirklich zu dem zu machen, was es bisher nur dem Namen nach war: das Haus des Volkes.

Wir, die wir unter der industriellen Bevölkerung gelebt und gewirkt haben und wissen, unter welchen Bedingungen sie zu leben und zu arbeiten genötigt ist, wünschen ferner unsere volle Zustimmung zu der Art auszusprechen, in welcher die soziale Frage von der

Labour Party im letzten Wahlkampf in den Vordergrund gestellt worden ist. Wir bitten alle Gewählten ernstlich, ihren Einfluß auszunutzen, um die dringend nötige Entwicklung des geschichtlichen Fortschrittes in der Industrie zu beschleunigen, unser höchst unvollkommenes soziales System in vollkommenere Formen überzuführen, sich zu bemühen, die anarchistischen Unordnungen in der industriellen Welt zu überwinden und eine wirkliche Ordnung daraus zu schaffen, kurz: die politische Revolution des 19. Jahrhunderts zur ökonomischen Revolution des 20. Jahrhunderts fortzuführen und die Regierung durch das Volk und für das Volk mit einem Eigentumsrecht durch das Volk für das Volk zu krönen.

Im Vertrauen darauf, daß die Labour Party diesen guten Zielen zugeleitet wird, bitten wir als Männer, die besondere Gelegenheit zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung haben, unserer herzlichen Sympathie und Wertschätzung gewiß zu sein."

Schon die Eröffnungspredigt des Kongresses sprach von der Stellung der Kirche zu Armut und Reichtum, die der Lehre Jesu in der alten Kirche nicht entspräche, sie verwarf die kirchliche Armenpflege, die zur Heuchelei verleite und beanstandete das hohe Einkommen der Bischöfe. Der Bischof von London sprach in einer Arbeiterversammlung für die „Ideale der Arbeit": freie Bahn für jedermann, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, nicht Barmherzigkeit.

Gleichzeitig mit jenem Kongreß fand die starkbesuchte erste Versammlung einer neugegründeten Church Socialist League statt, die den sozialistischen Standpunkt (nicht christlich-sozialen — der wird vertreten von der Christian Sozial Union) auf kirchlicher Grundlage vertreten will. Politisch und ökonomisch sind ihre Mitglieder reine Sozialisten, den Vorsitz führt Algernon West, ein Geistlicher aus Sunderland. Das Mitglied der Arbeiterpartei im Parlament, Summerbell, forderte die Arbeiter auf, an die Kirche sich zu halten und die sozialistischen Pfarrer gegen die Angriffe, die sie um ihrer Überzeugung willen erfahren würden, zu vertreten, er erklärte, ein Christ müsse Sozialist sein. Mehrere der Geistlichen sprachen entschieden ihre sozialistischen Anschauungen aus.

Aus den Kreisen der Dissenters kommt die Nachricht von einer heftigen Erregung, die durch die offene Stellungnahme des Predigers am City-Tempel, J. J. Campbell, für moderne theologische Anschauungen hervorgerufen ist. C. hat die menschliche Abstammung Jesu betont, die Lehre vom Sündenfall und den Sühnetod Christi verworfen und der Bibelkritik ihr Recht zugesprochen. — Die Wahrheit ist im Marsch und läßt sich nicht aufhalten.

Kirche und Staat in Frankreich.

III. Religiöses.

B. Evangelisches. Die Freunde des Protestantenblattes, die so gut waren meine bisherigen Aufsätze zu lesen, meinen wahrscheinlich, es sei keine Trennung mehr von Kirche und Staat in Frankreich, oder die evangelischen Kirchen seien zu Grunde gegangen, da man in der werten Zeitschrift von ihnen nichts mehr zu hören vermag. — Nein! Die Trennung geht weiter, und — leider! — nicht nur Kirche und Staat werden getrennt, sondern auch Kirche und Kirche; aber die Ereignisse folgen einander so rasch, daß die Zeit nie gekommen zu sein scheint, den Zustand des französischen Protestantismus zu schildern.

Daß die Trennung von Kirche und Staat für die evangelischen Kirchen Frankreichs nicht nur eine äußere Krisis, sondern auch eine innere bedeute, ist leicht zu verstehen: nicht nur eine finanzielle Frage ist durch sie gestellt, sondern auch eine kirchenpolitische.

Von den zwei Kirchen, in denen der französische Protestantismus gespalten ist, ist die eine — die lutherische — so klug gewesen, diese bedenkliche Krisis zu vermeiden, und ihre innere und äußere Einheit zu bewahren. Desto leichter ist ihr Wiederaufbau gewesen! Aber die reformierte Kirche, in der die verschiedenen Richtungen viel tiefer gespalten waren, steht jetzt einem schweren Problem gegenüber, — dem schwersten in der Tat, das einer Kirche gestellt werden kann —: nicht nur alle Richtungen in einer schon bestehenden Kirche miteinander festzuhalten, sondern eine neue Kirche zu bauen, in der alle nebeneinander in Frieden leben können. Deshalb hat man mit Recht gesagt, daß die lutherische Kirche nur die nötigsten Reparaturen vornehmen wolle, die reformierte aber das alte Gebäude zu Boden stürzte, um ein ganz neues aufzubauen. Gestehen soll man auch, daß die lutherische

Kirche mit ihrer offiziellen Synode schon vor der Trennung viel besser eingerichtet war als ihre große Schwester, und daß es leichter ist, etwa 80 Gemeinden mit 100 Pfarrern miteinander zu verständigen, als 600 Gemeinden mit über 800 Pfarrern.

In der reformierten Kirche waren alle Richtungen bis jetzt durch den Staat miteinander festgehalten und fanden bei der Regierung eine desto strengere Gleichberechtigung, als in den politischen und administrativen Kreisen Frankreichs eine Unwissenheit dem Protestantismus gegenüber herrscht, die man in einem protestantischen Lande wie Deutschland sich kaum vorstellen kann. Es war nicht schwer, vorauszusehen, daß die Orthodoxie, welche das Recht der freieren Theologie in der Kirche immer bestritten hatte, mit den „ungläubigen" Liberalen nicht lange zusammen bleiben würde, sobald das Staatsgehalt nicht mehr imstande sein würde, eine so abscheuliche Nachbarschaft erträglich zu machen. Die „Treue" des Parteifanatismus sollte desto strenger werden, als man sie jetzt ohne Kosten ausüben konnte. So ist's geschehen.

Um das Unglück einer Zerschmetterung der evangelischen Kräfte in Frankreich zu vermeiden, wollten die liberalen Kirchen, deren Vertreter in Montpellier (Nov. 1905) vereinigt waren, alles mögliche tun. Um den positiven, echt evangelischen Charakter der liberalen Richtung zu betonen, wurde eine Prinzipienerklärung ausgegeben, welche, ohne auf dem dogmatischen Boden zu stehen, mit tiefem religiösem Gefühl unseren gemeinsamen Glauben an Christi Gott und Vater aussprach, und um den Zankapfel zu beseitigen, erklärte die Versammlung, sie erkenne das Glaubensbekenntnis von 1872 als jetziges Bekenntnis der Kirche an, ohne aber zu erlauben, daß man es einem jeden Pfarrer persönlich unterzeichnen lasse.

Aber die orthodoxe Synode, welche kurz nachher in Orleans tagte, wollte diesem guten Willen nicht entgegenkommen; sie schrieb den noch nicht stattgehabten Kultusversammlungen sehr enge und autoritative Statuten vor, welche die finanzielle und religiöse Autonomie der Gemeinden vernichteten; natürlich sollte das berühmte Glaubensbekenntnis von 1872 von jedem Pfarrer unterzeichnet, und in den Statuten einer jeden Gesellschaft als „Glaube der Kirche" eingeschaltet werden. Von dem guten Willen der Liberalen, oder von einer mit ihnen zu haltenden echt nationalen Synode war keine Rede mehr. — Aber mit dieser starren Unduldsamkeit waren nicht wenige orthodox gesinnte Pfarrer und Gemeinden nicht zufrieden. Fast in allen Gemeinden finden sich neben der orthodoxen Mehrheit einige Liberale; sollte man sie aus der Kirche treiben? Sollten sie jetzt ohne religiöses Heim bleiben? — Nein! das wollte man nicht, und um die Freiheit der Laien, wenn nicht der Pfarrer zu retten, wollten viele Gemeinden das Bekenntnis von 1872 nicht in die Statuten einschalten, oder nur unter solchen Beschränkungen, daß es nur als historisches Dokument, nicht als Glaubensregel gelten sollte.

Die letzte Form der individuellen Gewissensfreiheit konnte die intolerante Mehrheit der Synode nicht ertragen; zu der letzten (orthodoxen) Generalsynode, die in Montpellier (Mai 1906) tagte, waren alle Gemeinden eingeladen, das Bekenntnis ohne Einleitungsformeln noch Beschränkungen einzuschalten. — Es war zu viel! Jeder Freiheitsfreund sollte aus jener sogenannten „evangelischen" Kirche gehen, um das Gewissen zu retten.

Jene austretenden Pfarrer und Laien, welche — wie einer unter ihnen witzig sagte — nicht als „ausgeschieden", sondern als „rausgejagte" Brüder gelten wollten, wollten auch in den Rahmen der liberalen Einrichtung nicht eintreten; einige von ihren hervorragendsten Vertretern kamen in Rouen (Juli 1906) zusammen und erklärten, sie wollten in die neue „Synodal-evangelische"*) Kirche entschieden

*) Das Wort „evangelisch" ist in Frankreich von den Orthodoxen monopolisiert worden, als wären sie die einzigen Vertreter des Evangeliums; man kann aus den Ereignissen der letzten Monate lernen, welchen evangelischen Geist sie geoffenbart haben!

nicht eintreten und berufen alle Kirchen zusammen, welche weder auf Glauben noch auf Freiheit verzichten wollen, für eine Versammlung, welche in Sarnac (Charente) im Oktober 1906 stattgefunden hat. Um diese Einladung zu präzisieren, veröffentlichten sie ein religiöses und kirchliches Programm, das mit der Prinzipienerklärung der Liberalen fast wörtlich übereinstimmte. Darum erklärten etliche liberale Gemeinden, daß sie auch in Sarnac mit dem „Zentrum" gehen wollten. —

Trotz allen diesen Spaltungen und kirchenpolitischen Sorgen haben die reformierten Kirchen die Krisis viel besser ertragen als man es zu hoffen wagte. Schon seit acht Monaten sind die Gehälter der Geistlichen abgeschafft, und doch sind fast alle Pfarrer immer an der lieben Arbeit, ohne Änderungen, und die Volksmasse hat das instinktive, tief ermutigende Gefühl, das alles schon so dicht und fest steht als wie zuvor; in manchem Arbeiterhause ist man jüngst mit folgendem Gruße empfangen: „Sie haben ein hartes Jahr durchlebt, Herr Pastor, aber jetzt ist alles wieder in rechter Ordnung!" Übrigens wird folgende Statistik zeigen, daß der französische Protestantismus von der Trennung wenig gelitten hat, und dazu muß man bedenken, daß von den aufgehobenen Stellen nicht wenige wegen Bevölkerungsbewegung ganz unnötig geworden waren, und daß oft eine starke religiöse Anregung den festbleibenden Gemeinden geschenkt worden ist. 3 Gemeinden mit 3 Pfarrern werden nur einen behalten, 4 Gemeinden mit 3 Pfarrern werden nur zwei behalten, 24 Gemeinden mit 2 Pfarrern werden nur einen behalten. 17 Gemeinden werden mit nächststehenden Gemeinden verschmolzen. Und vor zwei Jahren sprach man gewöhnlich von 200 aufzuhebenden Pfarrerstellen!

Daß im französischen Protestantismus das religiöse und liberale Gefühl noch energisch wirkt, darf man aus einem Beispiel folgern: In der Stadt, in welcher der Verfasser selbst die Ehre und Freude hat als Pfarrer zu wirken, haben 220 Familien, welche die liberale Gemeinde bilden, über 8000 Franken unterzeichnet; Arbeiter, welche täglich mit 4 oder meistens 5 Franken eine Familie nähren sollen, geben jährlich im Durchschnitt 10 oder 12 Franken, „und mehr, wenn es nötig ist", sagen die einen, „weil ich nicht mehr kann" schreiben die andern. Und als der Gemeinderat allen diesen lieben Leuten gesagt hat: sie haben genug gegeben um wie zuvor zwei Pfarrer zu haben, aber sie werden nur einen bekommen, weil sie mit dem übrigen Gelde den armen Dorfgemeinden helfen sollen, hat jedermann die christliche Hingabe ganz natürlich gefunden. Deshalb ist heute im Herzen der französischen Pfarrer eine unsägliche Liebe, Dankbarkeit und Treue zu den teuren Gemeinden, und von den wenigen, welche das Pfarramt verlassen haben, um sich einen anderen Lebensunterhalt zu schaffen, kann man sagen, daß sie nicht wissen was sie verlassen und um welche tiefe, innige Freude sie sich gebracht haben.

Und von dieser inneren Wiederbelebung abgesehen, welche die Trennung nicht wenigen Gemeinden sicher bringen wird, ist uns vielleicht jetzt eine Tür zu einem breiteren Kreise geöffnet worden. Seitdem wir unseren vorigen Aufsatz geschrieben haben, hat der Papst den französischen Katholiken feierlich verboten, die Kultusvereinigungen zu bilden; und der ehemalige Ministerpräsident Emile Combes sagte: der Papst arbeitet für die Protestanten. Gewiß ist es, daß in den intellektuellen Kreisen die ernste und liberale Haltung des Protestantismus der Trennung gegenüber uns kostbare Zustimmungen geschafft hat. Werden sich diese Zustimmungen präzisieren? Das kann heute niemand wissen, aber eins kann man sagen: so tiefe Krisen wie Trennung von Kirche und Staat können nie gleichgültig sein; sie bringen immer viel Schwäche oder viel Kraft mit sich; daß der französische Protestantismus von ihr nicht viel gelitten hat, das genügt, um versichern zu dürfen, daß er an ihr etwas gewinnen wird.

Castres (Frankreich). A. N. Bertrand.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein). Freitag, den 8. Februar, abends 8 Uhr, in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße 13/14. Pfarrer Bayrhoffer: Friedrich Wilhelm III., Union und lutherische Separation.

Protestantisch-liberaler Verein. Straßburg, Montag, den 11. Februar, abends 8¼ Uhr, zu St. Nicolaus, Professor D. Bertholet-Basel: Christentum und Buddhismus.

Soeben ist erschienen:

HIOB

Kanzelreden im Anschluß an das Buch Hiob von Ernst Baars.

8°, kart., 122 Seiten. Preis 2.50 Mark.

Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von

Pfarrer Foerster-Frankfurt a. Main, Pfarrer Lic. Jatho-Köln, Prof. Dr. Arnold Meyer-Zürich, Privatdoz. Lic. Niebergall-Heidelberg, Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Mit Vorwort von Professor Dr. Geffken-Köln.

8°. ca. 160 Seiten. Brosch. ca. M. 1.80
In Originalleinenband ca. M. 2.20.

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Foerster).

Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder in sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf.

Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Neue Erscheinungen.

Ehlers, D., Richard Rothe. 1.— Mk.
Eucken, Rud., Hauptproblem der Religionsphilosophie der Gegenwart. 7—8 Bogen.
Holtzmann, Prof. D., Jesus. 160 Seiten. 1.— Mk., geb. 1.25 Mk.
Mehlhorn, D. Dr., Rechenschaft von unserm Christentum. 3. umgearb. Aufl. Geb. 1.20 Mk.
Reckendorf, Prof., Mohammed und die Seinen. 128 Seiten. 1.— Mk., geb. 1.25 Mk.
Sabatin, Prof., Zur Trennung der Kirche vom Staat. 1.50 Mk.
Stier-Somlo, Prof., Politik. 160 S. 1.— Mk., geb. 1.25 Mk.
Tolstoi, Die Bedeutung der russ. Revolution. 63 S. —.80 Mk.
Wellhausen, Erweiterungen und Änderungen im 4. Evangelium. 38 Seiten. 1.— Mk.

Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Moderner Religions- und Konfirmanden-Unterricht

aus der Praxis für die Praxis mitgeteilt von

M. Gebhardt,

Pastor an der Lutherkirche in Berlin.

gr. 8°. 118 Seiten. Broschiert 2 Mk.

Zu beziehen (auf Wunsch auch zur Ansicht) durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.